Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 15. 1890.

Die Augen Wischnu's.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Franzosen waren dem ganzen Vorgang mit gespanntem Interesse gefolgt, selbst Robilant's stets spöttische Miene nahm einen veränderten Ausdruck an. Der Radschah blickte ernst, fast feierlich darein, und als sich endlich die Thür schwerfällig in ihren Angeln drehte, schlug er schnell die Leleki Mûdra, die heilige Faltung der Hände zum Gebet.

Es war eine einfache Grabkammer, die sich den erstaunten Blicken der Offiziere darbot, eine kleine Zelle, in deren Mitte sarkophagähnlich ein halboffener, länglicher Kasten stand. In diesem Holzkasten aber saß eng zusammengekauert, in weiße Linnentücher gänzlich eingewickelt, eine menschliche Gestalt, und als der Radschah jetzt die Schnur löste, welche die Leinen über dem Kopfe derselben zusammenhielt, wurde ein eingeschrumpftes, mumienartig zusammengetrocknetes Gesicht frei — das Antlitz einer Leiche.

Unwillkürlich hielten die Männer den Athem an, ihr Herzschlag stockte. Es war ein unheimlicher Anblick. Gespenstisch huschte das Licht der Fackel über die weißen Tücher und die feuchten Wände der Grabkammer hin, ein leiser Modergeruch schien durch das ganze Gemach zu wehen.

„O Wischnu! Ich wandelte um Dein Bildniß siebenmal siebenhundertmal!" betete der Fakir. „Zu Deiner Reinigung habe ich das heilige Wasser gewärmt, Du Gott der Götter, und es mit wohlriechenden Blüthen gewürzt, sei auch Du uns jetzt gnädig! Du, der Erste und Letzte des Weltalls, bist allmächtig, und Deine Barmherzigkeit ist unendlich. So laß denn auch heute ihn, Deinen treuesten Diener, aus dem Todesschlaf, zu dem er selbst vor langen Wochen sich bettete, zu neuem Leben erwachen!"

Als die letzten Worte des Gebets verklungen waren, warf er sich nieder, riß die sackartige Leinwand von dem starren Körper und begann die Arme und die Beine des anscheinend Todten lebhaft zu reiben. Nach einer kleinen Weile zog er darauf aus den Ohren und den Nasenlöchern des immer noch völlig leblosen Körpers starke Wachspfropfen, mit denen dieselben verstopft waren, brach dann gewaltsam den Mund auf und bog die Zunge heraus, indem er gleichzeitig auf diese ein etwa erbsengroßes Stückchen Butter legte. Da plötzlich öffneten sich langsam die verschrumpften Augenlider, über das todtenähnliche Antlitz strömte eine leichte Blutwelle, die wie verglasten Pupillen gewannen Leben und Bewegung. *)

„Bei den Augen Wischnu's — Chatanaya Matreyi lebt!" rief der Radschah stürmisch.

Noch einmal schlossen sich die Augen, gleich darauf jedoch öffneten sie sich auf's Neue, die Lippen begannen leise zu vibriren, als wollten sie sprechen und hätten dennoch nicht volle Gewalt über sich selbst. Aber der Kampf des Willens gegen den Körper dauerte nur wenige kurze Augenblicke,

Der alte Husar. (S. 115)

*) Nach den authentischen Berichten des englischen Bevollmächtigten Sir Claude Wade; übrigens sind derartige wunderbare Fälle der Wiederbelebung von Fakiren, die thatsächlich längere Zeit freiwillig im Grabe gelegen hatten, auch neuerdings mehrfach von durchaus zuverlässigen Reisenden und Forschern beobachtet und genau geschildert worden, ohne bis jetzt eine genügende wissenschaftliche Erklärung gefunden zu haben.

dann klang es ernst und feierlich durch den Raum: „Bei den strahlenden Sternen des Allerbarmers, Chatanaya Matreyi war bei den Göttern und hat ihren Willen vernommen: Ausgehen soll von den heiligen Tempelhallen von Seringham der große Kampf um Indiens Größe und Freiheit. Die Zeit ist da, von der Rama, der Unsterbliche, sprach: Wenn die Augen Wischnu's*) aufleuchten aus dunkler Nacht, beginnt der Morgen des Glückes zu tagen. Gehet hin und kündet: des großen Gottes von Seringham Strahlensterne werden uns zum Siege leiten — gehet hin und kündet, daß der oberste Diener Wischnu's der Eure ist."

Der Radschah eilte an den Eingang zurück und rief mit donnernder Stimme nach den Offizieren seiner Leibgarde. Schnell füllte sich das enge Gemach mit den Kriegergestalten, flüsternd zuerst ging es ehrfurchtsvoll von Mund zu Mund: „Chatanaya Matreyi, der lebendig Begrabene, der große Waischnava, lebt!", aber bald verstärkte sich der Ruf zum lauten Jubel und wie im Triumph hoben die Gepanzerten den Erstandenen auf ihre Schultern und trugen ihn empor zum Sonnenlicht, dessen letzte Strahlen in dem goldenen Dach der Pagode sich spiegelten.

Zu ihnen blickte der Radschah sinnend empor. „Möge das belebende Licht uns Allen bessere Tage verkünden, meine Freunde!" wandte er sich an die französischen Offiziere und nahm aus des Fakirs Hand den dritten Theil des Armringes, um ihn sammt dem seinen dem Grafen Chadreux zu übergeben. „Bringt dies eurem großen General, meldet ihm, was ihr gesehen, und fügt hinzu, daß wir bereit seien. Bei den strahlenden Augen Wischnu's von Seringham, es wird ein Kampf werden, von dem noch die Enkel unserer Enkel erzählen sollen. Aber der Preis ist des Kampfes werth, und die Götter werden mit uns sein."

2.

Der Radschah von Ghatastapana.

„Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann."
Simon Dach.

„Dem Handel Frankreichs, den materiellen und den geistigen Kräften des Landes müssen neue Wege eröffnet werden."

Colbert, der geniale Minister Ludwig's XIV., hatte das Schlagwort ausgegeben, unter seinen Fittigen waren Handel und Industrie kraftvoll emporgeblüht. Der Schwindler John Law, der Finanzberather des Regenten Philipp von Orleans, nahm den an sich edlen, schönen und wahren Satz auf und machte ihn zum Aushängeschild für seine abenteuerlichen Pläne zur Beglückung Frankreichs, die das Reich in Wahrheit an den Rand des Verderbens führten.

Frankreich sollte kolonisirend auftreten. Im Wettstreit mit Spanien und Portugal, mit England und Holland sollte es die Schätze des Orients, die Reichthümer der neuen Welt sich dienstbar machen. Einer geldgewaltigen, mit großen Privilegien ausgestatteten Compagnie wurde die Ausbeutung der südlichen Hälfte Nordamerika's, der reichen Mississippigefilde, zugewiesen, während eine zweite Indien, das altberühmte Diamantenland, ausbeuten sollte. Schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts war in der letzteren Auftrag General Martin, ein kühner Abenteurer, an der Ostküste Vorderindiens, im Karnatik, erschienen und hatte sich in Pondichéry festgesetzt.

Die Franzosen folgten in diesen Bestrebungen nur den Spuren der vielgewandten britischen Handelsherren. Fast hundert Jahre früher bereits ertheilte die Königin Elisabeth der englisch-ostindischen Gesellschaft weitgehende Vollmachten und Monopole für den Handel mit dem sagenhaften Lande, und die klugen und energischen Engländer hatten schon ein weites Terrain für ihre Thätigkeit gewonnen, sie hatten hier durch kluge Nachgiebigkeit, dort durch festes Zugreifen sich einen mächtigen Einfluß und reichen Besitz gesichert, als Frankreich in den Wettkampf eintrat — in einen Wettkampf, in dem nur ein wirkliches Genie dem einen oder anderen Lande den Sieg erringen konnte.

Fast gleichzeitig traten aber auf beiden Seiten Männer von hoher Bedeutung hervor: England erhielt in Clive einen Führer von bewundernswerther Begabung, während Frankreich schon 1739 in dem General Dupleix einen Gouverneur für seine indischen Besitzungen erwählte, der an zäher Energie, an Lebhaftigkeit der Auffassung und an kühnen Plänen den bedeutendsten Männern des Jahrhunderts zur Seite gestellt werden muß.

Die inneren Verhältnisse Vorderindiens waren jedem von außen kommenden, kräftig geführten Unternehmen äußerst günstig. Das festgefügte Reich, welches einst die von Norden eindringenden Mohammedaner gegründet hatten, war innerlich längst zerfallen. Der Großmogul saß zwar immer noch auf seinem goldenen Throne zu Delhi, aber seine Herrlichkeit war verblaßt, seine Autorität untergraben. Ueberall in dem riesigen Reich hatten die Kleinfürsten mehr oder minder ihre Selbstständigkeit erlangt; hier eroberte sich ein mohammedanischer Nawab eine neue Monarchie, dort löste sich einer der eingeborenen Hindufürsten, einer der zahllosen Radschahs, aus der Abhängigkeit von der Herrschaft des Großmoguls. Reiche entstanden und vergingen fast gleich Eintagsfliegen, die Einzelfürsten lagen in ununterbrochenem Kampf miteinander, ein unaufhörlicher Wechsel der Dynastien hatte fast überall das Volk abgestumpft: wer es am wenigsten zu bedrücken versprach, der war der willkommenste Herr.

Welch' ein Feld für einen kühnen, unternehmungslustigen Eroberer, welch' ein Feld für die überlegene, zielbewußte europäische Politik! Wo ließ sich ihr alter Grundsatz: „Divide et impera" (theile und herrsche) besser verwerthen, als auf diesem vielgeklüfteten, überall untergrabenen Terrain, wo konnte schnelles, energisches, überraschendes Handeln gleiche Erfolge erzielen, denn hier!

Und General Joseph François Dupleix hatte bereits in der ersten Zeit seiner Statthalterschaft bewiesen, daß er der Mann war, die Verhältnisse zu benutzen. In den Comptoiren zu Bombay und Kalkutta, in den Bureaux der ostindischen Compagnie zu London begann man zu zittern, als die ersten Nachrichten von seinem Unternehmungsgeist, von seinen Erfolgen eintrafen. Ein unermüdlicher Thätigkeitstrieb und glühende Hingebung für den Ruhm seines Vaterlandes beseelten den beim Antritt seines Gouvernements kaum vierzigjährigen Offizier, kluge Umsicht in der Benutzung der Situation zeichneten ihn aus. Er machte kein Hehl aus seinen Zielen: „Hindostan soll unter dem glorreichen Protektorat Frankreichs frei werden," so warf er allen Gegnern den Fehdehandschuh hin. „Kein englisches Schiff soll es dereinst wagen, in einem indischen Hafen zu landen, kein britischer Kaufmann auf indischem Boden Handel zu treiben. Kalkutta und Madras, diese englischen Emporen, müssen wieder die Fischerdörfer werden, die sie ehedem waren." *)

Schon im Jahre 1746 lieferte eine kühne Unternehmung des Admirals Maké de la Bourdonnais das wichtige Madras in die Hände der Franzosen und erschütterte das britische Ansehen auf das Empfindlichste. Der englischgesinnte Landesfürst Anwareddin wird glänzend geschlagen — da gibt Frankreich selbst, indem es mit England zu Aachen Frieden schließt, die auf indischem Boden errungenen Vortheile auf, Dupleix muß sich eine neue Grundlage für seine weitausschauenden Pläne suchen. Während die Mutterländer scheinbar im Frieden leben, bekriegen sich ihre indischen Kolonien unter dem Namen der eingeborenen Fürsten. Dupleix' Machtsphäre nimmt dabei einen immer gewaltigeren Aufschwung. Es gelingt ihm, einen den französischen Interessen ergebenen Fürsten, Salabat Dschang, zum Nizam des Dekhan zu erheben, in Wahrheit herrschte er selbst bereits gleich einem selbstständigen Gebieter über den sechsten Theil Hindostans. Noch immer aber behauptete sich der englische Prätendent, Mehemed Ali, in der festen Stadt Tritschinopoly und in dem Besitz des umliegenden Gebietes, das besonders auch durch die altehrwürdigen Wallfahrtsorte auf dem Tempeleiland Seringham wichtig war, und schon rüstete die britische Compagnie sich, das verlorene Terrain zurückzugewinnen.

Man schrieb jetzt das Jahr 1753. Es war seit etwa Jahresfrist ein scheinbarer Waffenstillstand eingetreten, aber unter der ruhigen Oberfläche kochte und brodelte es überall. Dupleix' ruheloser Geist fand überall neue Anknüpfungspunkte, neue Hebel, die ihn seinen großen Zielen näher bringen sollten. Jetzt suchte er vor Allem den religiösen Zwiespalt des Landes zu benutzen — er wollte den Hindu gegen den Muselmann ausspielen.

Es lag ein wahrhaft bedeutender Zug in diesem Gedanken. Seit achthundert Jahren fast herrschten die eingedrungenen Moslems über den größten Theil Indiens, aber die Jahrhunderte hatten die tiefe Kluft zwischen ihnen und den Hindus nicht überbrücken können. Ja diese Kluft hatte sich vielleicht gerade im letzten Jahrhundert noch vertieft, denn wenn einst kraftvolle, aber wohlwollende Herrscher die nationalen Empfindungen der Hindus geschont, ja begünstigt hatten, so gefielen sich jetzt die kleinen Tyrannen, die an deren Stelle getreten waren, in maßlosen Unterdrückungen.

Vor Allem aber schien ein neuer, frischerer Zug durch den erstarrten Brahmanismus zu gehen, seit die Lehren Sri Krischna's, des Propheten von Naba Dwipa, der Anbetung Wischnu's, des Gotterbarmers, weite Kreise gewonnen hatte. Immer gewaltigeren Einfluß erlangte die mächtige Sekte der Waischnavas, immer weitere Wellen schlug die national-religiöse Bewegung, welche in dem Tempelkultus des Wischnu von Seringham ihren Mittelpunkt hatte. Bis herab zum Kap Cómorin, bis hinauf zu den schneebedeckten Hängen des Himalaya beteten Millionen zu den „strahlenden Augen des Gottes auf dem Felseneiland", und so gewaltig war die Kraft dieser Bewegung, daß selbst die mohammedanischen Beherrscher von Tritschinopoly sie respektirten. Niemals hatte einer der Tyrannen gewagt, freventlich Hand an die geheiligten Schätze des Inseltempels zu legen, niemals sich erlaubt, in den Kultus Wischnu's auf dem Eiland einzugreifen.

Eine uralte Weissagung, in ihrer ursprünglichen Fassung allem Anschein nach älter als selbst die Götterwelt Indiens, knüpfte sich an die heilige Insel von Seringham und gab den national-religiösen Bestrebungen der Waischnavas einen festen Hintergrund. Rama, einer der mythischen Könige Altindiens, galt als der Stifter eines Heiligthums, dessen Besitz nach

*) Wischnu, d. i. der Durchdringer, wahrscheinlich der Aether, als belebendes Prinzip des Weltalls, ist neben Brahma und Siwa die dritte Hauptgottheit der Indier und der Hauptgegenstand der Verehrung der Religionspartei der Wischnuiten.

*) Historisch. Neumann, Geschichte des anglo-indischen Reichs.

dem Volksglauben als für die Zukunft der ganzen gewaltigen Halbinsel entscheidend angesehen wurde; eben jene „strahlenden Augen des Gottes auf dem Felseneiland" waren es, welche den Tempel von Seringham zu einem der wichtigsten und der reichsten Opferstätten Indiens gemacht hatten.

In dem wilden Dandakawalde, so erzählt die Sage, wurde dem göttergleichen Râma seine jugendschöne Gattin Sita durch den zehnköpfigen Dämonenkönig Ravana, der auf der Insel Ceylon hauste, entführt. Râma zieht darauf mit seinem Freunde, dem König der Affen, Hanuman, und dessen Heergefolge über das Meer, erobert die feindliche Herrscherstadt Lanka, tödtet den Räuber Ravana und kehrt mit Sita nach seinem Königreich zurück. In Lanka aber hat er ungeheure, geheimnißvolle Schätze erbeutet, vor Allem zwei herrliche Diamanten von hellbläulichem Schimmer, auf deren Besitz die Macht und die Kraft des Herrschers der Dämonen beruhte. Diese wunderbaren Edelsteine weiht Râma dem Allerbarmer Wischnu, er gründet den riesigen Tempel von Seringham und übergibt jene in die Statue des Gotterbarmers als Augensterne eingefügten Juwelen dem Schutz der Priester des Eilandes; zugleich aber verkündet er, daß sie das Glück, die Freiheit und die Macht des Vaterlandes bis in die spätesten Jahrhunderte verbürgten, daß ihr Strahlenglanz dereinst, wenn die Stunde erfüllt ist, dem Volke Indiens zum ewigen Glück voranleuchten sollte. „Tage werden kommen," so schließt die von Mund zu Mund, von Generation zu Generation überlieferte Weissagung, „in denen das Antlitz Wischnu's sich vor uns verhüllt; aber der Gotterbarmer kennt keinen ewigen Zorn. Er wird dereinst sein Licht wieder über uns leuchten lassen, und wer dann die strahlenden Augen in Händen hält, wer in ihrem Glanz sich sonnen kann, dem gehört die Zukunft des Reiches: er wird der Herr sein, der König der Könige."

Der Sage von den Zügen Râma's gegen die Dämonen, von den Eroberungen des großen Kriegshelden, welche moderne Forscher nicht mit Unrecht der griechischen Iliade zur Seite stellten, liegt zweifellos ein gewisser historischer Kern zu Grunde: die schöne Mythe ist der letzte poetische Abglanz jener gewaltigen Kämpfe, in denen einst die über den Himalaya herabgestiegenen Arier, unsere Stammesverwandten, die eingeborene dunkelfarbige Urbevölkerung unterjochten und fast vernichteten. Der Volksglaube jedoch verwandelte die geschichtlichen Thatsachen bald zu einem phantastischen Mythenkreis. In der allmähligen Ausgestaltung des vielköpfigen indischen Olymps wurde Râma, der „Beglückende", zu einer Verkörperung Wischnu's selbst, der Gotterbarmer und der Gottkönig verschmolzen gleichsam. Damit wuchs aber auch die Bedeutung jener geweihten Edelsteine auf's Neue, breitete sich der Glaube an ihre Wunderkraft mehr und mehr aus — schon seit Jahren kündeten die unermüdlichen Waischnavas, daß von dem Tempel zu Seringham die Befreiung, das Glück Indiens ausgehen müsse.

Es war die Gattin Dupleix', welche sein Augenmerk zuerst auf diese national-religiöse Bewegung richtete, eine merkwürdige Frau, welche überhaupt auf die Pläne des Generals den allergrößten Einfluß hatte. Jeanne Dupleix entstammte einer Mischlingsehe, wie sie damals nichts seltenes war. Ihr Vater de Castro war als Kaufmann in Bengalen eingewandert, ihre Mutter eine Hindu aus vornehmem Geschlecht, sie selbst war, in Hindostan erzogen, mit allen Gebräuchen, mit der Religion, mit den Sprachen des Landes genau vertraut. Trotz ihrer sanften Schönheit, die ein Erbtheil der indischen Frauen ist, theilte sie doch den Stolz und den brennenden Ehrgeiz ihres Gatten; bewundert und geehrt von den Eingeborenen, denen die „Jan-Begum" wie eine Königin erschien, liefen die Fäden des Verständnisses zwischen jenen und dem General oft, ja meist durch ihre zarten Hände. *)

— — — — — — — — —

In ihrem mit dem ganzen verschwenderischen Luxus des Orients ausgestatteten Boudoir im Gouvernementspalast zu Pondichéry saß die schöne Frau in ernstem Gespräch mit dem Gatten. Das scharfgeschnittene Gesicht des Generals drückte lebhafte Befriedigung aus, aus seinen feurigen Augen blitzte die Freudigkeit eines großen Entschlusses. Er war soeben eingetreten und hatte die Gattin stürmisch umarmt.

„Chadreux und Robilant sind vor einer Stunde zurückgekommen," rief er erregt. „Ihre Nachrichten sind die besten: nicht nur der Radschah von Ghatastapana, an dessen Ergebenheit ich kaum je zweifelte, auch Chatanaya Matreyi hat sich entschieden. Sie sind die Unseren! Ha, die Briten sollen es empfinden, die übermüthigen Herren in Kalkutta, diese stolzen Engländer sollen meine Faust fühlen lernen!"

„Aber so erzähle doch ruhig, François!" unterbrach die Generalin den Hitzigen lächelnd. „Das sind ja allerdings erfreuliche Nachrichten. Also Chatanaya ist erstanden und hat gesprochen?"

„Erstanden?" Diesmal war es an Dupleix, zu lächeln. „Glaubst Du wirklich an dies Taschenspielerkunststück, Jeanne? Der schlaue Waischnava hat seinen Gläubigen mit diesem Begräbniß auf Zeit nur eine kleine Komödie vorgespielt, er hat nur das Bedürfniß gefühlt, ein neues Zeichen seiner wunderthätigen Kraft zu geben."

Jan-Begum schüttelte ernst den Kopf. „Du irrst, mein Freund. Es ist unzweifelhaft, daß diese Asketen die Gabe besitzen, auf Tage und Wochen das Leben in sich erstarren zu lassen. Ueber das Wie? vermag ich freilich Dir ebenso wenig Auskunft zu geben, als wahrscheinlich eure gelehrten Herren in Paris. Aber für uns kann das Alles gleichgiltig sein, gewiß ist nur, daß die Kunde von dem Auferstehen des Oberpriesters von Seringham, des großen Waischnava, wie ein Lauffeuer ganz Indien durcheilen, daß es in Millionen Hütten als das Zeichen einer neuen Zeit begrüßt werden wird. Mag die Wunderthat zu Stande gekommen sein, wie sie will, ihr Erfolg bleibt Dir, mein Gatte!"

„Und wem danke ich ihn, als meiner klugen Fee? Wer hat die Verbindungen eingeleitet, den Knoten geschürzt, dessen Lösung jetzt vor uns liegt, denn Du? Wenn erst unsere Fahnen auf der Höhe von Tritschinopoly wehen, wenn das Lilienbanner die Citadelle von Kalkutta krönen wird, dann soll auch die Welt erfahren, was Du für mich, für Frankreich gethan hast."

„Gemach, gemach, François; der Weg von Pondichéry nach Kalkutta ist zu weit für den Flug meiner Gedanken. Ueberschätze nicht, was Du errungen, und gehe nicht von dem Plane des schrittweisen Vorschreitens ab, den Du selbst Dir vorgezeichnet hast. So gewaltig die Macht der Verbindung mit den Waischnavas wirken kann, ihre Gefahr liegt darin, daß sie Dich wider Deinen Willen schnell zu Unternehmungen fortreißt, die nur die Zeit ausreifen sollte. Volksbewegungen sind wie die Stürme, sie rasen mit elementarer Gewalt einher, sie lassen sich nicht bändigen noch hemmen, aber sie toben sich meist auch schnell aus."

*) Historisch. Fabre des Essarts »Dupleix et l'Inde française«.

Der General warf sich auf eines der Ruhebetten, die, mit weichen Teppichen überhangen, überall in dem großen Raum umherstanden. Er stützte gedankenvoll das Haupt in die Rechte.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Husar.

(Mit Bild auf Seite 113.)

Am liebsten sitzt der greise Veteran auf der hölzernen Bank vor dem Häuschen, in dessen Dachkammer er ein Unterkommen gefunden, und erzählt von seinen Kriegserlebnissen. Heute hat der alte Husar, dessen charakteristische Figur uns das Bild auf S. 113 vor Augen führt, eine gar aufmerksame Zuhörerschaft. Die beiden Knaben des Handwerksmeisters, bei dem der Invalide wohnt, die natürlich später auch Soldat werden wollen, haben ihn wieder einmal gebeten, ihnen doch etwas aus seinem Kriegsleben zu erzählen, und gern entspricht er ihrem Wunsche. Es muß eine besonders anziehende Episode sein, die gerade an der Reihe ist, denn nicht nur die Knaben hören mit wahrer Spannung zu, auch ihr Vater ist in die Thür getreten, um gleichfalls dem Berichte des alten Husaren zu lauschen, und selbst Bello spitzt die Ohren, als merke er, daß es sich um interessante Dinge handelt.

Die Bildschnitzerei in Tirol.

(Mit Bild auf Seite 116.)

Wie in Oberbayern, so gibt es auch in Tirol manche Gegenden, in denen die Bildschnitzerei schon seit geraumer Zeit betrieben wird. Der Hauptsitz der Tiroler Bildschnitzerei ist das Grödener Thal, dessen Bewohner fast ausschließlich von dem Ertrage derselben leben. Der Werth der nur aus diesem Thale allein ausgeführten Holzwaaren übersteigt jährlich 200,000 Gulden; derselbe hat sich ganz besonders gehoben, seitdem der Staat durch eine 1872 errichtete Fachschule für Holzbildnerei zu St. Ulrich fördernd auf diese Industrie eingewirkt hat. Die Hausirer, welche ihre selbstgefertigten oder aus den Schnitzerschulen, sowie den mit Holzschnitzerei sich befassenden Gemeinden bezogenen Waaren, insbesondere Kruzifixe und Heiligenbilder, von Ort zu Ort wandernd feilbieten (siehe das Bild auf S. 116) heißen allgemein Herrgottshändler und finden in Tirol selbst, wie in Vorarlberg, Salzburg, Oberbayern und den angrenzenden Gebieten fast immer guten Absatz. So gern der Bauer sonst auch feilscht, so wagt er das doch nur selten, wenn er ein Kruzifix oder ein Bild seines Schutzheiligen erstehen will, und da der Händler immer gefällig ist und seine Waaren auch denen zeigt, die nicht in der Lage sind, ihm etwas abkaufen zu können, so ist er bei Alt und Jung gern gesehen, wenn er mit seiner hochbeladenen Trage auf dem Rücken oder einem Karren, an dem gewöhnlich sein Weib und seine Kinder mit ziehen, durch's Land wandert.

Ein Osterbrauch in Ungarn.

(Mit Bild auf Seite 117.)

In den ländlichen Kreisen Ungarns ist der originelle Osterbrauch, den uns das Bild auf S. 117 vorführt und der augenscheinlich mit dem vielfach sich findenden Volksglauben an eine Wunderkraft des „Osterwassers" zusammenhängt, allgemein verbreitet. Am Ostermorgen dringen die Burschen in aller Frühe in die Häuser ihrer Mädchen und schleppen die schon im Feststaate harrenden, scheinbar heftig widerstrebenden Opfer zum Dorfbrunnen, wo sie trotz allen Sträubens unter allgemeinem Jubel mit Wasser übergossen werden, das die Burschen so schnell als möglich eimer- und kübelweise aus dem Ziehbrunnen heraufbefördern (Skizze 1). Hinterher werden dann Geschenke an die Mädchen ausgetheilt, um diese wieder zu versöhnen. Sie rächen sich aber auch noch, indem sie ihrerseits die Burschen zum Brunnen führen, die nun, wie das Medaillonbild oben links (Skizze 2) zeigt, sich dort ebenfalls einen wohlgemessenen Kübel voll Wasser in den Nacken gießen lassen müssen.

Eine Theaterprinzessin.

Ein Blatt aus dem Künstlerleben.

Von

Roderich Trenkhorst.

(Nachdruck verboten.)

Gar Mancher aus unserem Leserkreise wird sich dieser oder jener Theatergröße erinnern, die das Publikum einst angestaunt und vergöttert hat, und die später, nachdem man sie vergessen hatte, spurlos verschwunden ist. Gestorben, verdorben! — Eines der interessantesten Beispiele eines solchen wechselvollen Künstlerlebens, das schließlich in bitterstem Elende auf der Straße endigte, bietet die Laufbahn der berühmten Franzesca Cuzzoni, jener dramatischen Sängerin, die der große Händel, trotzdem er sie bitter haßte, als die erste seiner Zeit bezeichnete und für die er die meisten seiner größeren Opern schrieb.

Franzesca Cuzzoni wurde um das Jahr 1700 in Parma geboren, wo ihre Eltern dem angesehenen und wohlhabenden Bürgerstande angehörten. Ueber ihre Jugendzeit ist wenig bekannt geworden; man weiß nur so viel, daß ihre Angehörigen frühzeitig auf ihr musikalisches Talent und ihre schöne Stimme aufmerksam geworden sind und ihre Ausbildung dem seiner Zeit sehr bekannten Musiklehrer Franzesco Lanzi anvertrauten. Lanzi gab sich mit seiner hochbegabten Schülerin ganz besondere Mühe und hatte die Freude, daß Franzesca, als sie zum ersten Male öffentlich auftrat, alle ihre Nebenbuhlerinnen in Parma übertraf.

Der Ruf des neuen Gestirns, das am musikalischen Himmel Italiens in so phänomenalem Glanze strahlte, drang bald über die Alpen, und Frankreichs und Englands große Kunstinstitute begannen einen Wettlauf, um Francesca Cuzzoni zu gewinnen. Endlich gelang es dem technischen Direktor des Londoner Theaters, Heidegger, die Sängerin zu einem Kontrakte zu bestimmen, nach welchem dieselbe ausschließlich seinem Kunstinstitute anzugehören versprach und einen Jahrgehalt von 2000 Pfund, also 40,000 Mark empfing, eine Summe, die etwa nach dem heutigen Werthe des Geldes 100,000 Mark betragen würde.

Derjenige, der das Engagement mit besonderem Eifer betrieben hatte, war kein Geringerer, als der große Tondichter Händel selbst, der damals Dirigent des Theater-Orchesters war, und man erwartete „die goldene Leier", wie Franzesca Cuzzoni allgemein in Italien genannt wurde, mit größter Spannung. Man sandte der Sängerin sogar eines der bedeutend-

Herrgottshändler in Tirol. (S. 115)

sten Mitglieder des Londoner Orchesters, den Orgelspieler Pietro Giuseppe Sandoni, einen Landsmann von ihr und einen nahen Freund Händel's, entgegen, um sie einzuholen. Unterwegs aber entspann sich zwischen diesem und der Cuzzoni ein Liebesverhältniß, und Beide heiratheten sich noch auf der Reise, so daß die Ankunft der Sängerin im Dezember 1722 den Londonern eine doppelte Ueberraschung brachte. Sandoni hatte dabei nicht so sehr seine Augen auf die Frau — denn sie war nach dem einstimmigen Urtheile der Londoner Tagesschriftsteller nicht besonders schön — sondern auf ihr Geld geworfen, wurde aber sehr schwer getäuscht und für seine Habsucht bitter gestraft, denn nach einem Leben voll Unfrieden soll er, wie wenigstens Chrysander in seiner Biographie Händel's erzählt, von der eigenen Gattin ermordet worden sein. Doch das weiß man durchaus nicht sicher.

Am 12. Januar 1723 trat Franzesca Cuzzoni zum ersten Male in England als „Theophane" in Händel's neuester Oper „Ottone" auf und zwar mit einem so ungeheueren Erfolge, daß Wochen lang die vornehme Gesellschaft von nichts Anderem, als von der Theophane der Cuzzoni sprach.

Sie war also mit einem Schlage in der vornehmen Welt Londons die gefeiertste Künstlerin geworden; selbst im „Julius Cäsar" von Händel feierte sie als Kleopatra, trotzdem sie dieser Rolle weder an persönlichem Reize noch an dramatischer Lebendigkeit gewachsen war, Triumphe, wie sie in London keine frühere Sängerin davongetragen hatte; ihre Arien wurden in allen Salons gesungen, selbst ihre Anzüge auf dem Theater wurden als „Cuzzoni-Anzüge" maßgebend für die Mode, und eine ganze Reihe von Damen der höchsten Aristokratie war glücklich, sie ihre Freundin nennen zu können.

Aber diese Stellung einer unbestrittenen Herrscherin der Londoner Oper sollte für Franzesca nicht von langer Dauer sein; sie fand eine Rivalin, welche ihr gewachsen war. Es war dies die berühmte Faustina Bordoni, die schon im Jahre 1720 in Italien neben der Cuzzoni so berühmt gewesen war, daß man eine Denkmünze auf sie hatte schlagen lassen. Faustina trat mit ihrer Gegnerin zugleich am 5. Mai 1726 im „Alessandro" von Händel auf, und die Aufführung theilte das musikalische London in zwei feindliche Lager. Jede der beiden Sängerinnen hatte ihre Vorzüge; Faustina war zwar beträchtlich älter, als Franzesca Cuzzoni, aber von einer bestrickenden Schönheit, besaß dramatische Lebhaftigkeit und eine stärkere Stimme; dagegen war die größere Schönheit der Stimme und eine vollendetere musikalische Ausbildung auf Seiten der Cuzzoni, für welche auch Händel, trotzdem er sie persönlich nicht leiden mochte, und der königliche Hof eintrat.

Ein Osterbrauch in Ungarn. (S. 115)

1. Das Begießen der Mädchen mit Wasser durch die Burschen am Ostermorgen. 2. Die Mädchen begießen die Burschen am Ostermontag.

Zu welchen Unzuträglichkeiten diese Rivalität bald führte, können sich unsere Leser leicht denken; es ging so weit, daß die beiderseitigen Anhänger der Sängerinnen im Theater durch Schreien und Toben keine zum Gesange kommen ließen, und das Theater endlich geschlossen werden mußte. Die Krone des Spektakels bildete der Abend des 6. Juli 1727, an welchem der „Astyanax" aufgeführt werden sollte. Wie das „London Journal" vom 10. Juli mittheilt begannen die beiderseitigen Parteigänger wechselsweise mit Klatschen und Zischen, dann ging man zu einer vollkommenen Katzenmusik über, und endlich steigerte sich das Toben so sehr, daß die dadurch noch mehr aufgebrachten beiden Sängerinnen in Gegenwart der Kronprinzessin Karoline wie Fischweiber auf einander los schlugen. Händel blickte resignirt wie Marius auf den Trümmern von Karthago auf das wüste Chaos um ihn, aber das Ende vom Liede war doch zugleich das Ende der Oper, der Saison und — der Cuzzoni.

Prügeln der Sänger auf offener Scene im Angesichte der Zuschauer war zwar damals in London nicht gerade etwas Ungewöhnliches; hatte doch der alte Lord Peterborough, ein Kriegsheld aus den spanischen Feldzügen, den Tenoristen Senesino, als er in der Rolle Julius Cäsar's auftrat, erst ein Jahr vorher mit seinem spanischen Rohr so derb gehauen, daß er Tage lang daheim das Bett hüten mußte; aber diese Rauferei zwischen zwei Damen, die mit königlichen Prinzessinnen und in den Häusern der höchsten Aristokratie verkehrten, ging denn doch auch den Engländern zu weit. Es wurde zwar noch einmal eine Aussöhnung zwischen den beiden Sängerinnen versucht, aber die Anhänger der Cuzzoni mußten sich selbst sagen, daß eine solche nicht von Dauer sein konnte. Francesca Cuzzoni blieb noch einige Zeit in London, dann aber räumte sie der Gegnerin das Feld.

Einer der eifrigsten Bewunderer der Cuzzoni war der kaiserlich deutsche Gesandte am Londoner Hofe, Graf Kinsky, der seinem Hofe einen besonderen Dienst damit zu leisten glaubte, wenn er die berühmte Sängerin zu einer Reise nach Wien bestimmte. Francesca Cuzzoni ging bereitwillig auf das Anerbieten des Grafen ein, aber es zeugt von ihrer unbeschreiblichen Verschwendungssucht, daß sie trotz der riesigen Jahreseinnahmen, welche seit 1722 ihr zugeflossen waren, nicht im Stande war, die Reisekosten aus eigener Tasche zu bezahlen, sondern einen bedeutenden Vorschuß vom Grafen Kinsky fordern mußte. Gleich nach ihrer Ankunft in Wien sang sie vor den kaiserlichen Majestäten und zwar mit solchem Erfolg, daß man sogleich mit ihr in Unterhandlungen wegen eines Engagements trat. Man bot ihr 15,000 Gulden für das Jahr, aber Francesca Cuzzoni schlug das Anerbieten aus, sie verlangte 24,000 Gulden! Das war den Wienern denn doch zu viel, und man ließ die übermüthige Sängerin ihres Weges ziehen.

Sie ging nun nach Holland, gerieth aber dort bald so tief in Schulden, daß ihre Gläubiger sie in Schuldarrest nehmen ließen und sie so lange festhielten, bis ihre Schulden bezahlt waren. Man führte sie an jedem Opernabende in's Theater und nach der Vorstellung wieder zurück in's Gefängniß, während ihre Gläubiger das Honorar für ihr Auftreten einstrichen. Dadurch wurde ihr der weitere Aufenthalt bei den Holländern gründlich verleidet, und sobald sie ihre Freiheit wieder erlangt hatte, eilte sie nach Paris zu neuen Triumphen. Francesca hielt sich hier in Frankreich, wo es ihr sehr wohl gefiel, so lange auf, bis die Abnahme ihrer einst so unvergleichlich herrlichen Sopranstimme sie den Franzosen überdrüssig machte. Dann entschloß sie sich, ihr Glück noch einmal in dem Lande der goldenen Guineen zu suchen, aber es erwartete sie die bittere Enttäuschung, daß man auch in England, in der Erinnerung an ihre einstigen Kunstleistungen, sie jetzt nicht mehr hören wollte. Sie erhielt nirgends mehr ein Engagement und gerieth bald in so bittere Armuth, daß sie, die einst Paläste bewohnt und Herzöge und Lords zu ihren Füßen gesehen hatte, in einer der elendesten Vorstädte Londons ein dürftiges Dachkämmerchen bewohnen und Hunger leiden mußte.

Zwei Landsleute von ihr, die sich um diese Zeit am Londoner Hofe in politischer Mission aufhielten, hörten eines Tages durch Zufall von der bedauernswerthen Lage der Sängerin, die ihr Heimathland einst „die goldene Leier" genannt hatte, und faßten sogleich den Entschluß, sie aufzusuchen. Sie fanden Francesca Cuzzoni von Hunger und Entbehrungen so geschwächt, daß sie ihren Gästen kaum entgegen gehen und sie begrüßen konnte. Die beiden Italiener wollten sie in ein Gasthaus mitnehmen oder Speisen holen lassen, aber sie wies das Anerbieten trotzig zurück. „Ich begreife in der That nicht," meinte sie, „wie man es wagen kann, mir vorzuschreiben, wann oder wie ich essen will!"

Von tiefem Mitleid bewegt, bot ihr einer der Gäste eine Guinee, damit sie, wo und wann sie wollte, essen könnte, und Francesca rief sogleich eine zerlumpte Nachbarin herbei. Ihre Landsleute glaubten nicht anders, als daß sie Essen holen lassen wollte, aber sie täuschten sich, denn die alte Sängerin gab ihrer Botin das Goldstück mit dem Auftrage, ihr eine Flasche echten Tokayer zu holen. „Aber daß Ihr mir zu keinem anderen Händler als Atkins geht," fügte sie hinzu, „nur er hat echten Tokayer und die Flasche kostet gerade ein Pfund. Laßt Euch übrigens von dem Weinhändler noch ein Brod dazu geben!"

Die Alte kam mit der Antwort wieder, der Weinhändler habe gesagt, er sei kein Bäcker, sie möge Brod holen, wo sie wolle. „Ja, ich habe aber kein Geld, um Brod zu kaufen!" klagte die Sängerin.

Der eine der beiden Italiener warf darauf noch einen Schilling auf den Tisch, für den alsbald Brod geholt wurde. Und nun denke man sich den Uebermuth und die Leichtfertigkeit der Cuzzoni! Sie brockte etwas Brod in eine Schüssel, goß den kostbaren Tokayer darüber und aß vor den Augen ihrer Landsleute mit einer wahren Gier diese eigenthümliche Suppe auf! Die beiden Italiener hatten an diesem Pröbchen genug, sie gingen kopfschüttelnd davon, um nicht wiederzukehren; sie sahen wohl ein, daß einer so verkommenen Person mit dem besten Willen nicht zu helfen sei.

Nachdem die Signora in größtem Elende einige Jahre in London zugebracht hatte, erhielt sie durch einen großmüthigen Freund Gelegenheit, in ihre Heimath Italien zurückzukehren. Dort machte sie noch einmal den Versuch, im Theater aufzutreten, aber es geschah mit solchem Mißerfolge, daß sich kein Theaterdirektor von da an mehr auf ihre Anerbieten einließ. Wie eine Landstreicherin zog sie seitdem durch das Land, bis sie in Bologna schwer erkrankt liegen bleiben mußte. Sie erholte sich jedoch wieder und ernährte sich von da an mit Knöpfemachen.

Trotz der schweren Entbehrungen, welche die einst so verwöhnte Frau ertragen mußte, erreichte sie doch das siebenzigste Lebensjahr. Eines Morgens im Jahre 1770 — es war Winter und für Italien bitter kalt — fand man „die goldene Leier Italiens" verhungert und erfroren todt auf der Straße liegen!

So endete eine der gefeiertsten Sängerinnen, die aber, wie so viele ihrer Kolleginnen, im Glücke nicht Maß zu halten wußte, und deren Charakter nicht geeignet war, ihr wahre Freunde zu erwerben, so daß sie im Alter und Elend, von allen Denen verlassen, die ihr einst zugejauchzt hatten, den schmählichsten Tod auf offener Straße sterben mußte.

Einiges über Geister und Gespenster.

Streifzug in ein dunkles Gebiet.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Geister und Gespenster haben im Aberglauben aller Völker und Zeiten stets eine Hauptrolle gespielt, und wenn auch die Blüthezeit dieses Unwesens vorüber ist, so weiß doch Jedermann, daß die Furcht vor spukhaften und „übernatürlichen" Erscheinungen aller Art keineswegs für ausgerottet gelten kann, vielmehr noch heutigen Tags in den weitesten Volksschichten aller Herren Länder anzutreffen ist.

Immer von Neuem wiederholte Aufklärungsversuche haben hierin wenig zu ändern vermocht. Die Erfahrung lehrt uns, daß jeder Mensch von Haus aus abergläubisch ist, und daß er es bleibt, wenn er nicht durch Erkenntniß der Naturgesetze von seinem Wahne befreit wird. Denn wenn auch aller Aberglaube als eine Folge von Unwissenheit betrachtet werden kann, so ist doch kein Zweifel, daß der Glaube an die Existenz von Geistern und Gespenstern eine in der menschlichen Natur tief wurzelnde Eigenthümlichkeit ist.

Für die Wissenschaft kann es sich nur darum handeln, die Frage zu erledigen, warum diese Gebilde der eigenen Einbildungskraft gewissen Menschen unter gewissen Umständen in der Gestalt von Gespenstern, Dämonen und anderen wunderbaren „Gesichten" erscheinen. Denn die Thatsächlichkeit solcher gespenstischen Erscheinungen steht felsenfest; seit den ältesten Zeiten ist es in zahllosen Fällen, welche die Geschichte uns überliefert hat, erwiesen und verbürgt, daß Menschen Gespenster und Geistererscheinungen wirklich wahrnahmen.

Wer erinnerte sich z. B. nicht an das furchtbare „Mene tekel" des Chaldäerkönigs Belsazar, der diese Worte während eines Gelages von gespenstiger Hand an die Wand geschrieben sah und Nachts darauf getödtet wurde; hat ferner nicht König Theodorich, als man ihm einen Fischkopf vorsetzte, gemeint, er sähe den Symmachus, den er umgebracht, wonach er aus Schreck gestorben ist; erzählt nicht Plutarch von Brutus, dem hervorragendsten unter Julius Cäsar's Mördern, daß ihm eines Nachts im Lagerzelt ein Gespenst erschienen sei, das ihm auf seine stammelnde Frage kund that, daß es sein böser Geist sei und ihn zu Philippi — wo er hernach umkam — wiedersehen werde!

Cardanus, der berühmte Gelehrte des 16. Jahrhunderts, berichtet von einem nächtlichen Spuk im Hause des reichen Patriziers Jacobo Donato zu Venedig. Dieser Edelmann, der mit seiner Frau und zwei Kinderwärterinnen, die sein Kind in der Mitte hatten, in einem Zimmer schlief und bei seinem Bette ein Wachslicht brennen hatte, sah eines Nachts, daß sich die Kammerthür öffnete und eine „unbekannte Gestalt" herein guckte. Die Kinderwärterinnen sahen zwar auch etwas, konnten jedoch eine Gestalt nicht genau erkennen. Der Edelmann erschrak heftig, stand auf, ergriff Degen und Helm und ging, von den Kinderwärterinnen, die ihm leuchteten, begleitet, in's Nebengemach. Sie fanden dasselbe verschlossen. Das Kind aber, dem am vorigen Tag noch nichts gefehlt, starb in der folgenden Nacht.

Derselbe Gelehrte erzählt, daß auf König Heinrich's III. Hochzeit in Schottland auf dem

Tanzplatz ein grausiger Tänzer gesehen worden wäre, der in Gestalt eines Todtengerippes hinter den Reihen hergegangen, so daß Jedermann darüber das Tanzen und alle Hochzeitsfreude vergessen hätte. Diese Vision ließ voraussehen, daß binnen Kurzem Jemand sterben würde, und wirklich ging der königliche Bräutigam bald darauf mit Tod ab.

Von dem berüchtigten „Gespenst zu Parma" erzählt er ferner Folgendes: „Zu Parma gibt es ein edles altes Geschlecht, die Tortelli genannt, die haben ein Schloß, in welchem man einen weiten Hof sieht. Hier läßt sich bisweilen ein altes Weib sehen, das wohl hundert Jahre alt zu sein scheinet. Dieses bedeutet, daß eines aus dem Geschlechte bald darauf sterben werde. Ich habe von Paula Barbiana, einer hochadeligen Dame dieses Geschlechts, erzählen hören, daß eine Jungfrau in jenem Schloß krank gewesen wäre, als die Alte erschienen sei. Deshalb glaubte Jedermann, daß die Kranke bald sterben würde. Aber es kam unerwarteter Weise anders. Denn die Jungfrau kam davon, ein Anderer desselben Geschlechts jedoch, der bis dahin gesund gewesen, starb gleichwohl."

Der ehemalige Professor zu Wittenberg, Friedrich Taubmann, sah im Anfang seiner Krankheit, der er erliegen sollte, eines Morgens vor seinem Bette einen Sarg und darin einen todten Mann, der ihm selbst auf ein Haar glich. Da er an diese Erscheinung nicht glauben wollte, richtete er sich in seinem Bette hoch auf und fixirte die Erscheinung auf's Schärfste, ohne daß ihm gelungen wäre, dieselbe zu verscheuchen. Erst als er seinen Famulus eintreten sah, verschwand die Erscheinung.

Noch seltsamer erging es dem Oberpfarrer Ananias Weber zu Breslau. Als derselbe ein halbes Jahr vor seinem Tode sich bei stiller Nacht schlaflos schwermüthigen Todesgedanken hingab, sah er, wie aus der Wand seines Schlafzimmers eine Menschenhand hervorwuchs, die eine viertheilige Sanduhr hielt, deren erste beiden Viertel bereits ausgelaufen waren. Er deutete die Erscheinung dahin, daß er nach zweiviertel Jahren das Zeitliche segnen würde, was denn auch eingetroffen ist.

Schiffsgespenster stehen bekanntlich mit dem Aberglauben der Seeleute in engem Zusammenhange. Franz Jans von der Heide berichtet in seinem 1676 erschienenen Buche folgenden Fall: „Im Jahre 1660, den 4. September, fuhr ich mit dem Jagdschiff „Der Schelling" von der batavischen Rhede, um meine Reise nach Bengalen fortzusetzen. Am 23. dieses Monats stieg unserer Bootsleute einer, mit Namen Hildebrand, in das Kabelloch, um aus demselben einige nöthige Stricke zu holen. Hier nun hätte er nach seiner Aussage Gespenster in Gestalt einiger ganz ausgehungerter, trauriger Menschen mitten unter einigen Todten im Meere schwimmen sehen." Im Oktober, erzählt der Berichterstatter dann weiter, sei das Schiff denn auch im Sturm „im Boden verletzet", daher sie an einer Insel zwar gelandet, aber solchen Hunger erlitten hätten, daß Einige „unsinnig" geworden und gestorben, die Anderen ein unbeschreibliches Elend durchgemacht hätten, bis sie endlich von einem zufällig vorbeisegelnden Schiffe aufgenommen und gerettet worden wären. —

In allen diesen und hundert ähnlichen Fällen soll die Thatsächlichkeit der Gespenstererscheinungen also durchaus nicht bezweifelt werden; es fragt sich nur, was ihnen jeweilig in Wirklichkeit entsprach, und ob der subjektiven Wahrnehmung überhaupt etwas Gegenständliches zu Grunde lag.

Die Wissenschaft nun verweist die Geistererscheinungen, Visionen und Gespenster aller Art in das Gebiet der Sinnestäuschungen, und behauptet, daß der Ursprung und der Sitz aller „Geistererscheinungen" ausschließlich nur im menschlichen Geiste selbst zu suchen sei.

Bekanntlich sind wir häufigen und mannigfaltigen Sinnestäuschungen unterworfen, besonders in der Dämmerung und noch mehr in der Nacht. Je fester nun der Gespensterglaube ist, und je größer die Furcht oder der Wunsch, Gespenster zu sehen, je günstiger also die „Stimmung" zum Gespensterſehen ist, desto wahrscheinlicher wird ihr Erscheinen. Treffen gar äußere Umstände, Dunkel, Einsamkeit, schaurige Umgebung, Nebel, heulender Wind, gleißendes Mondlicht über Ruinen oder gar zerfallenen Grabsteinen, welche ohnehin „gespenstige" Vorstellungsreihen wachrufen, mit inneren, gleich günstigen Bedingungen zusammen, d. h. mit einer reizbaren oder fieberkranken Phantasie, einem leidenschaftlich erregten Gemüth, drückenden Leiden u. s. f., so entgeht wohl Niemand wunderlichen Sinnestäuschungen, die gar oft für Geisterspuk und Gespenstererscheinungen gehalten worden sind.

Große Dichter, Künstler und Denker, wie z. B. Goethe, Jean Paul, Walter Scott, Tasso, Cardanus und Spinoza, hatten Alle dergleichen Erscheinungen, sogenannte Hallucinationen. Goethe sah sich 1771 selbst zu Pferde, der Dichter Nicolai erblickte seinen verstorbenen Sohn, der englische Philosoph Hobbes sah im Dunkeln öfters Gespenster um sich, der berühmte Pascal nach geistiger Ueberanstrengung stets einen glühenden Höllenschlund neben sich. Franz von Assisi, Cellini, Rathboden, der Herzog von Friesland und viele Andere hatten derartige Visionen, und die Geschichte lehrt, daß besonders bei großen Umwälzungen im Leben der Völker die Sinnestäuschungen, Geisterspuk und Erscheinungen aller Art sich häufen, übrigens aber nach Alter, Stimmung und Bildungsgrad verschiedene Formen annehmen.

Daß ein geschlagenes Auge Funken sprüht, die doch in Wirklichkeit und außer ihm nicht existiren, ist allgemein bekannt. Dieselbe Reizung des Sehnervs, wie sie sonst durch äußere Feuerfunken erfolgt, wird in diesem Falle durch den Reiz des vermehrten Blutandranges, also rein innerlich erzeugt. Erfahrungsgemäß kann nun aber auch dieser vermehrte Blutandrang sowohl durch innerliche Geschwülste, durch Hirnaffektionen ferner, wie auch infolge einer außerordentlichen Erregung des Phantasie- und Gemüthslebens entstehen, worauf dann so gut eine Vorstellung entsteht, und zwar von derselben Stärke, wie nach einem wirklich erhaltenen Sinneseindruck, so daß der Gespensterseher infolge momentaner krankhafter Reizung seines Hirns und Sehnervs das, was doch nur als eine besonders lebhafte Vorstellung in seiner Phantasie vorhanden ist, als leibhaftige Wirklichkeit zu sehen wähnt, wie er auch aus ähnlichen Gründen das innerlich Gedachte in lauten Worten als „Geisterstimme" zu hören vermeint.

Was schließlich die sogenannten „Vorzeichen" betrifft, die in irgend einer Erscheinung zumeist die Vorbedeutung nahen Todes sein sollen, so liegt es auf der Hand, daß hier die Krankheit und das selten trügende Gefühl des bald bevorstehenden Todes selbst die Vision hervorruft, womit das „Vorzeichen" seine psychologische Erklärung findet.

Der Schlüssel also zur natürlichen Erklärung aller Phänomene, die mit Gespenstern in Zusammenhang stehen, ist in der Psychologie und Physiologie zu suchen. Freilich harrt noch eine Fülle von geheimnißvollen Räthselfragen unserer leiblich-seelischen Existenz ihrer Lösung. Vor Gespenstern aber, die — wie sicher feststeht — sowohl gesehen, als gehört, sogar gerochen wurden, wird die Wissenschaft erst dann die Segel streichen, wenn man eines solchen einmal erst mit voller Handgreiflichkeit habhaft geworden ist, was sich bis jetzt noch niemals ereignet hat und sich auch niemals ereignen wird, aus dem einfachen Grunde, weil Sinnestäuschungen eben Hirngespinnste sind, die sich bekanntlich nicht mit Händen greifen lassen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wellington's Adjutant bei Waterloo. — Während die Schlacht von Waterloo tobte, hielt sich ein bürgerlich gekleideter junger Mann zu Pferde in der Nähe des Herzogs von Wellington auf und folgte dem Kampfe anscheinend mit großer Aufmerksamkeit. Plötzlich wandte sich der britische Feldherr um, als suche er Jemand, und gewahrte bei dieser Gelegenheit den Reiter in Civil.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?" fragte er ihn rauh.

Jener lüftete den Hut und versetzte ruhig: „Ich heiße Jones, Eure Herrlichkeit, und reise in Eisenwaaren für das Londoner Haus Smith & Jenkins."

„Zum Henker, denken Sie denn hier etwa Geschäfte zu machen?"

„Keineswegs, ich bin nur aus Neugierde hier. Man theilte mir in Brüssel mit, daß es an diesem Punkte wahrscheinlich zur Schlacht kommen werde, und so ritt ich hierher, um mir dieses Schauspiel, welches mir wohl im ganzen Leben nicht wieder geboten wird, anzusehen. Ich fürchte aber, daß mein Miethsgaul nicht glücklich davon kommen wird, denn die Kugeln fliegen ja bis hierher."

Der Herzog lächelte ein wenig und fragte: „Wollen Sie England einen Dienst erzeigen, eine Botschaft für mich übernehmen?"

„Warum nicht? Es ist mir ganz gleich, wohin ich reite; wird man mir aber auch Glauben schenken, wenn ich die Ordre überbringe?"

„Sehen Sie dort drüben in der Richtung des Kirchthurms das heranziehende Truppencorps?"

„Jawohl."

„Es gilt dem Oberst desselben diesen Zettel" — Wellington schrieb hastig, auf den Sattel niedergebeugt, mit Bleistift einige Worte auf ein Blatt Papier — „zu übergeben. Dieser Ring wird als Beglaubigung dienen."

Mr. Jones nahm Zettel und Ring und sprengte über Todte und Verwundete mitten in die Schlacht hinein nach jener Stelle hin, welche ihm der Herzog bezeichnet hatte. Die Ausführung der Ordre bewies dem Letzteren bald, daß der seltsame Adjutant solche prompt besorgt hatte. Dieser selbst aber kehrte nicht zurück, und so nahm Wellington an, daß er gefallen sei. —

Als der Herzog wieder nach London zurückgekehrt war, wurde demselben eines Tages gemeldet, daß ihn ein Mr. Jones zu sprechen wünsche.

„Ein Mr. Jones?" fragte Wellington verwundert. „Ich kenne meines Wissens einen Mann dieses Namens nicht. Na, laßt ihn eintreten."

Mr. Jones erschien, und der mit einem ausgezeichneten physiognomischen Gedächtniß begabte Herzog erkannte nun zu seiner freudigen Ueberraschung seinen bürgerlichen Adjutanten wieder.

„Ei sieh!" rief er lebhaft. „Sie sind es. Sie sind damals also doch glücklich davon gekommen?"

„Gewiß! Aber meinen Gaul haben sie mir richtig erschossen. Hat mich 2 Pfund und 10 Schilling gekostet."

Der Herzog lächelte und fragte, auf welche Weise er den Schaden ersetzen könne.

„Darum komme ich eben," erklärte Mr. Jones ruhig. „Ich bin nämlich als Theilhaber in das Geschäft von Smith & Jenkins eingetreten und — wir liefern Primawaare aller Sorten von Pflügen, Spaten, Schaufeln, Aexten, Klammern, Nägeln, Vogelkäfigen, Murderfallen, Bügeleisen —"

„Schon gut, Mr. Jones, schon gut," rief Wellington lachend, und wenige Tage später wurde der Firma Smith, Jenkins & Jones die Lieferung sämmtlicher Kohlenschaufeln und Feuerhaken für die Armee übertragen. [L. M.]

Eine Negerrache. — In Cape Coast Castle im westlichen Afrika lebte in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts eine junge Negerin mit Namen Adschuah Amissah, die wegen ihrer Schönheit weit und breit im Lande berühmt war und durch die Lieder, die zur Erinnerung an ihren frühen Tod noch heute gesungen werden, immerfort frisch im Gedächtniß ihres Volkes erhalten wird. Es sollen noch Leute am Leben sein, welche sich ihrer außerordent-

lichen Schönheit, die aber auch der Grund ihres frühen Todes werden sollte, zu erinnern vermögen. Kein Wunder also war es, daß sich bald ein Kreis von Anbetern um die schöne Negerin sammelte. Besonders aber wurde sie der Gegenstand verzehrender Leidenschaft eines jungen Mannes aus Cape Coast Castle, der mit inniger Gluth sich um ihre Gegenliebe bewarb und die Einwilligung der Angehörigen zu ihrer ehelichen Verbindung nachsuchte. Allein die geizigen Eltern waren der Meinung, daß die merkwürdige Schönheit ihrer Tochter sie berechtigte, eine für sie einträglichere Verbindung zu erwarten, und weigerten sich deshalb entschieden, seinen Bewerbungen um dieselbe Gehör zu schenken. Diese Abweisung verletzte den in seinen süßesten Hoffnungen so bitter getäuschten Liebenden auf's Tiefste. An Stelle der verschmähten Liebe entwickelte sich der unversöhnlichste Groll in seinem wunden Herzen, und das Leben wurde ihm zu einer so unerträglichen Last, daß er den Entschluß faßte, sich selbst seiner Leidenschaft zum Opfer zu bringen. Zugleich aber wollte er die Familie der Adschuah Amissah seine Zurückweisung bitter bereuen lassen, und erfüllt von diesem Rachegedanken, ergriff er die Muskete und erschoß sich, nachdem er vorher seinen Tod seiner unerwiederten Liebe zugeschrieben und die Seinigen aufgefordert hatte, an seiner Mörderin dafür Vergeltung zu üben. Es ist nämlich ein Grundsatz der Fanti-Neger, dem Urheber eines Unglücks mit demselben Unglück zu vergelten, und wenn sich Jemand tödtet „beim Haupte eines Anderen", wie sie sagen, d. h. wenn er die Ursache seiner Handlung dem Verhalten eines Anderen zuschreibt, so wird es nothwendig, daß dieser Andere das nämliche Schicksal erleide. Die Familie des unglücklichen Mädchens bemühte sich, dieses harte Schicksal durch das Anerbieten einer großen Summe in Gold von ihrer Tochter abzuwenden; aber nichts als ihr Tod konnte die Rachsucht der Verwandten des begrabenen Jünglings befriedigen. Die einzige Gnade, die dem unglücklichen Mädchen gewährt wurde, bestand darin, daß man ihr einige Tage vergönnte, um mit ihren Freundinnen ihr frühzeitiges Ende zu beklagen und eine silberne Kugel in das Gewehr laden zu lassen, mit welchem sie sich das junge Leben zu nehmen gezwungen war. Sie verwendete auch die ihr vergönnte kurze Frist dazu, mit ihren liebsten Freundinnen ihr Abschieds- und Grablied zu singen, und erfüllte dann das grausame Opfer, indem sie sich erschoß. [Hsch.]

Ein Hase als Eroberer. — Daß ein Hase eine Stadt, und sogar die Stadt Rom habe erobern helfen, möchte Manchem seltsam scheinen, doch erzählt die Geschichte darüber Folgendes. Arnulph, der natürliche Sohn Karlmann's, machte dem Herzoge von Spoleto, mit Namen Guido, der sich bereits der Stadt Rom bemächtigt hatte, die Kaiserkrone streitig. Es waren schon Schlachten geliefert worden und der Herzog von Spoleto hatte sich nach Rom zurückziehen müssen. Arnulph zog ihm nach und richtete sich schon zu einer längeren Belagerung vor der Stadt ein, als ein durch den Lärm aufgestörter Hase voller Angst durch die Reihen seiner Soldaten nach der Stadt zu lief. Die Soldaten liefen ihm nach und machten dabei vielen Lärm. Die Belagerten glaubten, man liefe Sturm, und flohen von den Wällen, weil sie mit ihren Anstalten noch nicht fertig waren. Arnulph wurde es gewahr, machte sich die Gelegenheit zu Nutze, wagte einen Sturm, eroberte Rom und ließ sich daselbst im Jahre 896 zum Kaiser krönen. [C. T.]

Humoristisches.

Schon versehen.

Hausfrau: Sie haben also meinen Mann und mich zu bedienen, und dann habe ich noch einen erwachsenen Sohn im Hause, der ist beim Militär — —

Dienstmädchen: O Madame sind zu gütig — — aber ich habe schon Einen beim Militär!

Ein liebevoller Ehemann.

Weißt Du, Frau, was wir thun könnten, um billiger zu leben? Ich gehe Abends von heute ab in's Wirthshaus, da ersparen wir Holz und Kohlen.

Eine merkwürdige Verurtheilung. — Die Gemahlin des Zaren Alexei von Rußland (1645 bis 1676) wurde durch das Geläute der Glocke eines benachbarten Thurmes häufig in ihrer nächtlichen Ruhe gestört. Diese Störung zog der Glocke den Zorn der Fürstin dergestalt zu, daß auf Veranlassung derselben folgender Beschluß gefaßt wurde: „Der Thurm, in welchem die Glocke hing, soll niedergerissen, die Glocke geknutet, dann nach Sibirien geschickt und dorthin für ewig verbannt werden." Dieses Urtheil wäre unstreitig vollzogen worden, wenn nicht die Zarin kurz darauf gestorben wäre, und die Nichte des Zaren diesen um Gnade für die verurtheilte Glocke gebeten hätte. Das Urtheil wurde deshalb dahin gemildert, daß die schuldig befundene Glocke zur Strafe in einen unterirdischen Raum gebracht und hier zu ewigem Stillschweigen verdammt wurde. [J. Wl.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 14:

Die Unschuld hat eine Sprache, einen Siegerblick, der die Verläumdung mächtig niederwirft.

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

Es ist durch Umstellung der Buchstaben aus folgenden Wörtern immer ein geographischer Name zu bilden: 1) aus Loge und Bern eine französische Festung, 2) aus Arm und Dotter eine holländische Stadt, 3) aus Liter und Jena ein europäisches Volk, 4) aus See und Emir ein Meer, 5) aus Rist und Cacao ein mittelamerikanischer Staat, 6) aus Geibel und Herd eine deutsche Universität, 7) aus Greiz und Geber ein deutsches Gebirge, 8) aus Roman und Neid ein Bestandtheil Frankreichs, 9) aus Gaul und Ruben ein deutsches Herzogthum, 10) aus Gran und Lache eine Stadt in Nordrußland, 11) aus Sudan und Rhone eine Stadt in der Provinz Sachsen, 12) aus Dinte und Lama eine Provinz Oesterreichs. — Die Anfangsbuchstaben nennen ein europäisches Königreich.

Auflösung folgt in Nr. 16. [C. Leo.]

Kapsel-Räthsel.

Von Neid erfüllt pfleg' ich zu leih'n
Dir Kleidung und manch' schmucke Zier;
Doch wenn mein Inneres ist rein,
Dankst Du die letzte Wohnung mir.

Auflösung folgt in Nr. 16. [M. Paul.]

Auflösungen von Nr. 14: des Vorsilben-Räthsels: — kehr (Einkehr, Verkehr, Vorkehr, Umkehr); der Charade: Mehlwurm.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.